

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Hermann Hesse

Hermann Hesse
Sämtliche Werke
18

*Die Welt im Buch 3
Rezensionen und Aufsätze
aus den Jahren
1917-1926*
Suhrkamp

Hesse, Hermann
Sämtliche Werke in 20 Bänden und einem Registerband

Band 18: Die Welt im Buch III. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren
1917–1925

In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Marco Schickling herausgegeben
von Volker Michels

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41118-6

SV

Hermann Hesse
Die Welt im Buch

Leseerfahrungen III

Rezensionen und Aufsätze
aus den Jahren 1917-1925

Suhrkamp Verlag

In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Marco Schickling
herausgegeben von Volker Michels

Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Memminger MedienCentrum AG

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

1917

Johann Christof in Paris

Von der deutschen Ausgabe des »*Jean Christophe*« von Romain Rolland ist nun endlich, durch den Krieg um gut zwei Jahre verzögert, der zweite Band erschienen: »*Johann Christof in Paris*«, deutsch von den Geschwistern Grautoff, Literarische Anstalt Rütten und Loening in Frankfurt.

Der Band hätte früher kommen müssen, aber auch so noch ist er Tausenden willkommen, und erfüllt eine Pflicht der Gerechtigkeit, ja der Dankbarkeit. Es gibt kein Feindesland, bei dessen Volk wir jetzt so tief verhaßt sind wie in Frankreich, während wir gerade dorthin so viel Teilnahme, ja Sympathie richten. Da ist jeder Franzose, der nicht im Kriegshaß untergegangen ist, unendlich wertvoll, und unter diesen wenigen ist der Feinste und Edelste Romain Rolland.

Sein Werk sei uns doppelt willkommen, als ein Meisterwerk der Literatur und als das Buch, in dem ein Franzose das Frankreich vor dem Kriege mit allem Freimut kritisiert. Nicht jede Seite ist Dichtung, viele sind bloß Literatur, obwohl sehr gute. Geist, Überzeugung und Mut ist auf jeder Seite. Und neben dem Frankreich, das Rolland so kühn beurteilt und das auch wir kannten, findet man in diesem reichen Buche auch viel von dem Frankreich, das wir viel zu wenig kannten und das nach dem Kriege auch für uns wieder da sein muß, von dem Frankreich, das abseits der Mode und der großen Erfolge in Kunst und Gelehrsamkeit Würde und reine Gesinnung pflegt. Als ein Vertreter dieses Frankreich ist uns Romain Rolland ehrwürdig und wichtig. Möge er über den Leiden des Krieges, der auch ihm viel Leid und viel Schmutz ins Leben geworfen hat, den Mut und die Tatkraft zu seiner Mission nicht verlieren!

(Aus »März«, München vom 30. 6. 1917)

Arnims Majoratsherren

Das deutsche Volk liest bekanntlich seine geistvollsten Dichter nur wenig. Einer der Größten, Jean Paul, hat es seit einem Menschenalter zu keiner Ausgabe mehr gebracht, und wie sehr ist Achim von Arnim verschollen, dieser erfindungsreichste

und bunteste Geist der Romantik! Vor einigen Jahren hat der Inselverlag, was ihm hoch angerechnet sei, eine hübsche dreibändige Auswahl seiner Werke gebracht. Und jetzt erschien bei Kurt Wolff in Leipzig eine sehr schöne Liebhaberausgabe von Arnims »Majoratsberren«, dieser grandiosen mystisch-phantastischen Novelle. Wäre sie von Meyrink, so hätte sie hundert Auflagen. Karl Thylmann – er ist inzwischen im Felde gefallen – hat sieben Steinzeichnungen dazu gemacht, die den Geist und die wetterleuchtend zuckende Atmosphäre der Dichtung nicht erreichen, aber doch ein tiefes Verständnis für sie fühlen lassen.

Die Romantikermode, die eine Reihe von Jahren unter den Literarhistorikern und Verlegern herrschte, ist vorüber. Wesentliche Schätze der echten Romantik, des besten deutschen Geistes der Zeit vor hundert Jahren, sind dabei unbeachtet liegen geblieben. Arnim gehört dazu. Möchte eine Neuorientierung doch auch in der Pflege des geistigen Besitzes unsrer Nation eintreten! Sie hätte es bitter nötig.

(Aus »März«, München vom 28. 7. 1917)

Von kommenden Dingen

Walther Rathenau hat ein Buch »Von kommenden Dingen« herausgegeben (bei S. Fischer, Berlin), von dem hier schon gesprochen wurde. Dies Buch ist aber auch für uns wichtig und wertvoll, für uns Dichter, Nichtpolitiker, Träumer und Idealisten jeder Art, welche nicht die Welt gewinnen, sondern ihrer Seele gehören wollen.

Rathenaus Buch ist für uns wichtig nicht wegen dessen, was er über die Seele zu sagen weiß, sondern dadurch, daß wir Seelischen hier gewissermaßen eine Anerkennung, eine Bejahung erfahren von einer Seite her, wo niemand sie erwartete. Entschiedener noch und schöner als in seinem vorhergehenden Buche spricht Rathenau sich gegen die Welt des Verstandes und Geldes aus, und verkündet ein »Reich der Seele«, was bedeuten soll, daß Europa aus Materialismus und Intellektualismus wieder zum Leben zurückzustreben beginne. Neu ist diese Verkündigung nicht, ihr richtiger Kern ist schon ebenso scharf von

anderen, von vielen erkannt worden. Aber nie wurden solche Worte ausgesprochen von einem, der nicht Dichter, nicht verantwortungslos, nicht harmlos verrückt und weltfern ist, sondern vielmehr ein Praktiker und Kenner der Welt, ein Angehöriger der tätigen, der mächtigen Kreise.

Wir freuen uns darüber, wir hören es gerne, daß man auch dort, obschon nur in vereinzelt verfeinerten Gehirnen, dieser »Kultur« satt zu werden beginnt, auf die Europa stolz war, daß man etwas von der hoffnungslosen »Negerhaftigkeit« unserer Welt zu fühlen beginnt und sich allmählich ein wenig schämt.

Damit ist also die »Seele« gewissermaßen anerkannt, von einem Manne, den seinesgleichen zwar vielleicht als Phantasten verleumden, den sie aber doch achten, kennen und vielleicht etwas fürchten. Das Alte, Ewige, Selbstverständliche, worin alle Dichter der Welt gelebt haben, worin jeder von uns heutigen Außerweltlern lebt und atmet, das »Reich der Seele« wird verkündigt aus der Mitte der Welt heraus, die bis jetzt unbe-seelt zu leben verdammt war.

Dieses Dokument ist viel. Klingt es nicht beinahe so, als hätten wir recht, wir Träumer und Halbverrückten, wir Dichter und Weltentsager – als sei es tatsächlich das Reich Gottes, in dem wir leben, und unsrer Feinde Reich das des Satans? Als locke uns schon ganz nahe etwas wie Anerkennung, Vergütung, Trost?

Aber unser Ziel war ja nicht, solche Dinge zu suchen, unser Wunsch war ja nie, von der Welt anerkannt zu werden, unser Traum hatte nie das Bedürfnis nach Anerkennung durch die Herren und Bürger der »wirklichen« Welt. Es wird also auch hier, auch bei diesem zarten, wohlgesinnten, feinsinnigen Vertreter jener Welt ein Mißverständnis walten. Ganz einig sind wir mit ihm in dem Wissen darum, daß wir nicht für Geld oder Macht oder Vergnügen leben, sondern für Gott, daß wir nicht im Reich der Mechanik und der Geldsäcke leben, sondern in dem der Seele. Aber irgendwie muß dieser feine und kluge Schriftsteller unter »Seele« und »Gott« etwas anderes verstehen als wir. Danach müssen wir suchen, und er macht es uns leicht, denn er ist von großer Folgerichtigkeit, er hat alle Vorzüge der Klarheit und Deutlichkeit, die ein bedeutender und glänzend geschulter Verstand erwarten läßt.

Wir merken bald: dies merkwürdige Buch von kommenden Dingen ist aus dem Herzen entstanden, aus Liebe, aus tiefer Ahnung, aus wahrer Not. Es ist aus dem Herzen geboren, jedoch nicht mit dem Herzen geschrieben, sondern mit einer glänzenden, ganz auf das Intellektuelle gestellten Technik. Dieser kluge, hochgebildete, feine und auch phantasievolle Schriftsteller gibt in seinem Buch eine Vision, aber es ist die Vision eines Intellektuellen. Er fühlt das Kommende, er ahnt Seele, er spürt Morgenröte nah, aber er steht auf dem Boden und in der Rüstung des Gestern.

Und so geschieht es ihm, daß er, während er sich beständig dagegen verwahrt, eine Utopie zu schreiben, richtig eine schreibt, und daß er aus Liebe zum Seelischen eine Zukunft träumt, die nichts ist als eine etwas krampflosere Höchstentwicklung der Mechanisierung. Er sieht den Staat der Zukunft kommen, nicht das Reich der Seele, und er spricht von diesem Staat der Zukunft, während er meint, von der Seele zu sprechen.

Sein Zukunftsstaat ist schön, ist herrlich, ist sogar möglich. An Stelle des Genusses und Machtgefühls tritt die Verantwortlichkeit, an Stelle der Standesinteressen das Allgemeininteresse, denn es wird mit der Erbllichkeit gebrochen, mit der Erbllichkeit des Geldes, der Macht, des Vorrangs, und es tritt ein freier Wettbewerb ein, der nach der Entlastung des einzelnen von der Hungersorge sich auf das Gemeinwohl richtet.

Möglich, daß alles so kommt. Möglich, daß es sehr gut ist, wenn alles so kommt. Nur hat es wenig mit der Seele zu tun. Die Seele will nicht Recht und Billigkeit, ihr ist mit Abschaffungen und Anschaffungen nicht gedient, sie kann weder mit Geld noch mit Gerechtigkeit etwas anfangen. Sie steht in Rathenaus schöner Zukunftswelt genau so fremd und suchend, so leidend und lächelnd wie in der heutigen, wie in jeder frühern Zeit. Sie wird für das Gemeinwohl einer Nation so wenig Verständnis haben, als sie es heute für Kurse und Aktien hat.

Aber ihr »Reich« wird doch kommen. Nicht nur das Zeitlose, das ihr immer gehört, das ihr kein Unverstand und keine Kreuzigung rauben kann. Sondern es ist auch, scheint mir und vielen, eine Welle im Ansprung, eine Weltbewegung nach einem zu lang vergessenen Gegenpol hin, ein Suchen der Seele, der Schrei nach ihr, nach ihrer Geltung, ihrer Pflege. Auf dem Kul-

turtrümmerhaufen, auf dem wir heute stehen, will Religion, will Kunst wachsen. Tiefe mahnende Stimmen weisen nach Osten zurück, nach Lao Tse und Christus. Halb Europa, und zwar der bessere Teil, ist in schwerer Neurose befangen.

Aber, wie das sich weiter bewegen, wie das sich äußern wird, darüber zu reden wäre vermessen. Möglich, daß Geißlerzüge und Kreuzigungen wieder kommen, möglich, daß mehr Blut fließt, mehr Unverstand geschieht als zuvor. Die Seele ist nicht, wie Rathenau es darstellt, eine Art von moralischer Verfeinerung des Verstandes. Sie ist ganz das Gegenteil. Sie kann Gott und Teufel, Engel und Moloch sein, sie kann beten und kann morden. Welche Sprünge sie bei ihren Versuchen der Befreiung aus jahrhundertlangem Kerker nehmen wird, das steht in keinem Buch.

Wenn aber da und dort es dem Verstande glückt, einen winzigen Teil der ungeheuren Bewegung zu erfassen, zu rationalisieren, zu dämmen, auszumünzen und zu verstaatlichen, so wird das vielleicht schön und bedeutsam, für das Reich der Seele aber wird es sehr belanglos sein.

Wenn ein begabtes, herrliches Kind Jahre und Jahre, eine ganze Jugend lang, vergewaltigt, geschlagen, verschüchtert, verschachert, verängstigt worden ist, wenn dann ein edler Retter kommt und dieses Kind plötzlich befreit, so darf er von dem Kinde nicht erwarten, es werde nun vor allem den heißen Wunsch äußern, Amtsrichter zu werden oder sich sonst nützlich zu machen. Vielleicht zündet es auch zuerst ein Haus an oder macht andere Streiche.

Möge die Welt den Weg Rathenaus gehen! Es wäre schön, es wäre sehr zu wünschen. Erblichkeit hört auf, Wirtschaft folgt geistigen Führungen, Begabung wird frei, sich überall zu betätigen, Geld verliert seine gefährlichsten Reize, Freiwillige drängen sich zu verantwortlichen Ämtern. Es wird in einer so veränderten Welt, alles in allem, sympathischer zu leben sein als heute – aber, was hat das mit einem Reich der Seele zu tun? Die Seele kann im tugendreichsten Volksstaat ebenso darben und verkommen wie in der Kapitalistenwelt. Sie wird sich weigern, irgend einem Volksstaat Realität und Wert zuzuerkennen, sie wird ihn dulden, wie sie zu andern Zeiten Tyrannen duldete.

Und so wäre also dies gute, kluge, edle Buch eines Suchenden im Grunde nichts? – O nein, o im Gegenteil!

Es will von der Seele reden und bleibt bei der Mechanik, es handelt von Innerlichem in lauter Bildern der Äußerlichkeit. Das ist keineswegs ein Mangel des Autors, eine Schwäche, ein Irrtum persönlicher Art. Es würde jedem von uns so gehen, wenn er über eine Zukunft der Seele Europas zu schreiben unternähme. Denn wir wissen von der Seele wenig. Wir fühlen sie, wir fühlen sie leiden und wachsen unter dem Druck dieser Welt, ja, ihr Wachsen äußert sich als Krankheit, als Neurasthenie, als Wahnsinn, als schweres, aber fruchtbares Zeitübel. Aber jeder von uns, der ihr nachgeht, stößt alsbald auf Schlünde voll Dunkels, voll Verdrängung, Not, Krampf, Vergewaltigung. Jeder Schritt, jedes Licht in dieses Dunkel ist Gewinn, jeder Kampf und leidvolle Aufstieg eines einzelnen ist unverlierbar. Eine »neue Moral«, die der Seele weniger Gewalt antäte, ist Utopie. Intellektuelle Erkenntnisse sind Papier.

Seele ist innerste Lebenszuckung, Seele ist Liebeskraft. Seele ist auch da, wo Unsinniges, Böses, Gefährliches geliebt wird. Wo nur gedacht, nur geredet, nur gearbeitet wird, ist sie nicht.

Wenn Seele unser Gut und Ziel ist, dann kann nicht Form, nicht Gesetz, nicht Staat, nicht Organisation unser Gut und Ziel sein. Dann ist jeder noch so ideale Lebensrahmen, jeder Staat, jeder Körper immer und immer nur ein Notbau, ein geringes Dach, unter dem das Eigentliche heimlich lebt, der geordneten Welt verdächtig, in sich selbst zuckend und verkämpft, immer für das Neue, immer für das Leben, nie für das Fertige, nie im Formulierten heimisch. Im hübschesten Gedicht kann nichts von ihr sein, im tollsten Spuk kann sie glühen.

Sie glüht auch in Rathenaus Buch, überall da, wo dieses Buch Breschen schlägt und Kampf ankündigt. Darum sei es begrüßt.

(Aus »Neue Zürcher Zeitung« vom 23. 9. 1917)

Neue Bücher

Nein, ich will nicht mehr »rezensieren«, nie mehr. Aber einige Bücher nennen, die mir in den letzten Monaten wertvoll geworden sind.

»*Der Knabe Wlaß*« von *Ossip Dymow* ist ein Knabenroman aus Rußland; das tiefe und heftig wirkende Buch steht an der Grenze höchster Genialität, jener russischen Genialität in der Art Dostojewskis, aus deren Feuern immer das Genie eines ganzen Volkes, eines halben Erdteils blitzt. Völlig auf jener Höhe ist das Genie Dymows nicht, aber im Vergleich mit dem, was bei uns geschrieben und gedruckt wird, himmelhoch. Das Buch enthält nicht, wie die konstruierten Romane, Psychologie, sondern gibt wirkliche, echte Beiträge zu ihr, Bekenntnisse und Feststellungen von Erlebtem. (Kurt Wolff, Leipzig).

Der »*Heliogabal*« von *Louis Couperus*, der sich nicht überall vom Fluch aller historischen Romane freihalten kann, der Genauigkeit des Details zuliebe das Unwesentliche oft viel zu wichtig zu nehmen, hinterläßt dennoch wertvolle Eindrücke. Die Geschichte des römischen Kaisers war seinerzeit im Lehrbuch unserer Lateinschule auf zwei Zeilen abgekürzt, von denen ich nur noch weiß, daß Heliogabal ein »syrischer Wüstling« gewesen sei. Die Welt, aus der er kam, der Orient in der Zeit von Roms Niedergang, die Welt der Religionsmischungen und Gnosis, ist von Couperus gut erfaßt. Es war, seit der Griechenzeit, die erste ernstliche Eroberung Europas durch Asien. Für uns, denen das Scheitern wesentlicher Ideale des Europäismus eine neue Versöhnung mit dem Osten dringend anrät, sind solche Zeiten jetzt mehr als nur interessant. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Im »*Timur*« von *Kasimir Edschmid* hat dieser stürmische Erzähler der Jüngsten sich zu einer Sicherheit im eigenen Wesen und Stil entwickelt, die auch den ergreift, der gegen neue Stile voll Mißtrauen ist. Die Glut und der fast freche Schmiß dieser drei Novellen bringt alle Einwände zum Schweigen. Ich weiß nicht, was »Kunst« ist. Aber wenn Kunst die Sprache der Seele ist, die Technik, innere Schwingungen auszudrücken und aufzubewahren, dann sind diese Erzählungen Kunst. (Kurt Wolff, Leipzig).

In der »Österreichischen Bibliothek« des Inselverlags sind, unter vielem Interessanten und Hübschen, zwei wichtige kleine Sachen erschienen: ein Büchlein »*Stifterbriefe*« und ein Bändchen »*Comenius und die Böhmisches Brüder*«. Diese zwei kleinen Bücher enthalten mehr Deutschtum als unsere ganze

offizielle Kulturpropaganda im Ausland. Es ist gut, eins davon bei sich zu haben, in der Bahn und im Wartezimmer, überall, wo man Zeit hat und von einer geringen Gegenwart zu zeitlosen Werten streben will.

An diese Sachen reiht sich ohne Zwang der »*Ewige Jude*« von *August Vermeylen*, aus dem Flämischen übersetzt von Anton Kippenberg. Es war nicht alles Flämische, was in letzter Zeit aus Mode übersetzt wurde, so schön und notwendig wie diese ernste Dichtung. (Inselverlag).

Wer ein paar Stunden lang die echtste Luft des alten, guten, kultiviert-vergnügten München atmen will, mit Anklängen an Pocci und Spitzweg und Anklängen an Schwabing, der lese und betrachte das Büchlein »*Larifari*«, drei Kasperlspiele, Text und Zeichnungen von *Otto Blümel*. Das ist kein Theater- und Modekasperl, mit Berliner Einschlag und aus dem Hochdeutschen übersetzt, das ist der alte bayrische Kasperl ganz und gar, einerlei, ob er Radi frißt oder futuristische Bilder malt. Die drei Spiele gehören zu den besten Stücken süddeutschen Humors aus unserer Zeit. (Albert Langen, München).

Als letztes las ich ein neues Buch, noch feucht aus der Presse: »*Die Armen*«, einen Roman von *Heinrich Mann*. Eine Räubergeschichte, mit der alten konstruktiven Kraft Manns aufgebaut, an vielen Stellen von seinem ganzen atemlosen Temperament beflügelt, da und dort gespenstisch beleuchtet von seiner alten wilden Freude an der Karikatur. Unbefriedigend und grell, aber aufreizend und eindrucklich. Und auf dem Grunde die aktuelle, schwere Erkenntnis: daß der Krieg, der uns in Atem hält, die Welt nicht vorwärts bringt, daß er nur auf schiebt, nur den Leidenschaften vorübergehend neue Ziele hinwirft, und daß nachher, früh oder spät, die große soziale Not wieder dastehen wird, groß und furchtbar wie zuvor.

(Aus »*März*«, München vom 20. 9. 1917)

Schöne neue Bücher

Die *Erzählungen* von *Knut Hamsun*, ausgewählt von *Walter von Molo* (bei A. Langen, München) sind ein sehr begrüßenswertes Buch, obwohl sie etwas unternehmen, was an sich un-

möglich ist. Sie täuschen ja gewissermaßen eine »Auswahl« aus Hamsun vor, und so etwas gibt es nicht. Aber man hat nun also fünf von den größeren und kleineren Erzählungen Hamsuns in einem handlichen Buch beieinander, das man auf die Reise mitnehmen kann, statt der vielen Einzelbände. Wer die Dichtung gern im Warenhaus kauft und meint, er trage mit diesem Band den Extrakt in der Tasche und könne sich um den übrigen ganzen Hamsun nun drücken, der täuscht sich freilich schwer. Die Auswahl, die Molo getroffen hat, könnte ebensogut ganz anders sein. Hamsun, dem alle Virtuosität so herrlich fehlt, hat nie »Perlen« geschrieben. Der Auswahlband, der auch wohlfeil ist, wird uns dienen, wenn wir einem Freunde, der Hamsun noch nicht besitzt, etwas von ihm schenken wollen. »Populär« wird er diesen rassistischen unter allen lebenden Dichtern hoffentlich nicht machen.

Das kleine Büchlein »*Europäische Wege*« von Robert Müller, das ich in der Eisenbahn las, plagte mich mit seiner bildsam feinfühligem Sprache und seinem ungestümen intellektuellen Temperament lange auf jene Art, wie ein Gesicht uns plagt, das wir »schon einmal gesehen« zu haben meinen. So war es auch, ich kam schließlich dahinter. Von demselben Dichter las ich vor einem Jahr ein Buch »*Tropen*«, das sich mir tief eingepägt hat. Dieselbe Kühnheit und Biagsamkeit der geistigen Bewegung, dieselbe Fülle an Anknüpfungen, Gesichtspunkten, Assoziationen, die ich dort genossen hatte, ist auch in den »Europäischen Wegen« wieder, nur ist Format und Gewicht wesentlich kleiner, näher bei der Spielerei, näher beim Feuilleton. Das ist endlich wieder ein Intellektueller, auf den man böse wird, wenn er irgendwo nur geistreich ist, weil er mehr sein kann. So wurde ich böse, als ich in den Aufsätzen über Serbien einen Satz las, der etwa sagt: es geschehe Belgrad recht, daß es erobert worden sei, die Granaten hätten so manchen falschen Prunk, so manche Scheinarchitektur und protzige Attrappe bloßgelegt. Dieser Satz ist üble Kriegliteratur und könnte mit Erfolg im Leitartikel einer unserer großen Zeitungen stehen. Nein, wenn jede Stadt beschossen werden müßte, in der wir auf Bauschwindel und wildenhaften Protzengeschmack stoßen, dann wäre auch unser Vaterland verloren. – Ja, also so eine kleine Entgleisung nimmt man Robert Müller übel, und eben

das fiel mir auf. Man nimmt so etwas nur einem Manne übel, den man sehr hoch schätzt.

Eine schöne, eigentümliche Art von Anthologie ist das Buch »*Alpine Sieger*« von A[lfred] Steinitzer (bei Georg Müller, München). Da sind, samt Bildern, zwei Dutzend Berichte über Erstbesteigungen und andere irgendwie hervorragende Leistungen von Bergsteigern zusammengestellt, von 1730 bis in die neueste Zeit, und man sieht, daß die Auswahl nicht von einem Büchermacher zusammengestoppelt, sondern von einem Kenner mit Bedacht besorgt worden ist. Es fehlt manches berühmte Stück, so die Montblancbesteigung von de Saussure, aber es steht nichts in dem Buch, das weniger interessant wäre. Der Philister kann nun bei dieser Lektüre in Gefahren und Leistungen schwelgen und dabei den Rückhalt haben, daß er jederzeit entrüstet sagen kann, wie toll und gottversucht es sei, solche Sachen zu unternehmen, und eigentlich geschehe es denen recht, die dabei das Genick brechen. Bei der Lektüre von Schlachtberichten fehlt ihm dieser Trost. Andere werden anders denken über jenen seltsamen Alpinistengeist, der das Gefährliche, das Exponierte sucht und liebt, und sie werden, ohne diesen Geist als Geist zu überschätzen, Freude an ihm haben und werden gerade in der Hingabe an solche Leistungen, »die ja eigentlich gar nicht sein müßten«, jene Tugenden finden, die wir als Männlichkeit und Sachlichkeit bezeichnen.

Unter den Büchersammlungen des Verlags Diederichs in Jena stelle ich obenan die Reihe chinesischer Bücher und dann die »*Märchen der Weltliteratur*«. In dieser letzten Sammlung erschien ein Band »*Südseemärchen*« herausgegeben von Paul Hambruch, eine reiche Auswahl von Eingeborenensagen, Erzählungen und Märchen aus Australien, Neuguinea, Fidschi, Samoa usw. Seit der psychologischen Durchleuchtung der Märchenliteratur hat jene alte, so oft wiederholte Überraschung darüber, daß die Märchen aller Völker sich ähnlich sind und viele Hauptmotive sich über die ganze Welt hin stets wiederholen, aufgehört, eine Überraschung zu sein. So finden wir auch hier beinahe vollzählig die mythischen Lieblingsstoffe aller Volksmärchen beisammen, exotisch mutet lediglich das Milieu an. Wenn man statt »Taro« Hirse, statt »Krokodil« Drache sagt, dann klingen manche dieser Märchen fast wie aus unseren

einheimischen Quellen geschöpft. Inzwischen hat die Wissenschaft sich damit begnügt, diese Übereinstimmung der mythischen Phantasie bei allen Völkern festzustellen. Die Deutung hat sie den Psychoanalytikern überlassen, und von dort her dämmert, noch etwas nebelhaft nun eine neue Wissenschaft herauf, welche später einmal vielleicht einfach »Psychologie« heißen wird. Wir können indessen die »Südseemärchen« gleich ihren Geschwistern aus Nordland und vom Balkan, aus Rußland und China sehr wohl auch ohne wissenschaftliche Ausdeutung genießen. Eine Logarithmentafel hat für den, der sie nicht handhaben kann, nicht den mindesten Wert. Ein Märchen aber gibt auch dem, der es nicht deuten kann, der seine tiefen Wurzeln im Unbewußten der Menschheit nicht kennt, Schönes genug, Ahnung und Anklang genug. Und je fernerher der Ruf ertönt, je exotischer die Titel klingen, desto aufmerksamer mögen wir jener seltsamen Übereinstimmung lauschen, welche uns davon erzählt, daß wirklich und tatsächlich die Menschheit eine Einheit ist, nicht nur als Ideal und Forderung, sondern faktisch. *(Aus »März«, München vom 24. 11. 1917)*

Poetenleben

Es gibt ein kleines altes Buch, das heißt »*Aus dem Leben eines Taugenichts*«, und ist von *Eichendorff*. Die Literaturhistoriker, die es einige Jahrzehnte lang gelobt, dann ebenso lang gänzlich verachtet hatten, geben heute mit Einschränkungen zu, daß es immerhin etwas sehr Hübsches sei. Junge Leute lesen das Büchlein »auch heute noch« (wie die Verleger der Neuausgaben sagen) mit Eifer und tragen es auf Reisen in der Brusttasche. Mancher Gymnasiallehrer spricht mit Wohlwollen von dieser entzückenden kleinen Dichtung, mancher Kritiker bekennt sich zu ihr, mancher Essayist findet einige gerührte Worte, wenn er von ihr redet.

Daß dieser »*Taugenichts*« eine von den paar kleinen Vollkommenheiten der Weltliteratur ist, eine von den allerreifsten, allerzartesten, allerköstlichsten Früchten am Baum der bisherigen Menschheit, das hat man noch nirgends gelesen, und doch ist es so.

Wenn ich nun von einem Dichter und seinem Buch sage, daß mir da und dort bei seinen Worten Eichendorff und der »Taugenichts« einfällt, so ist das also sehr viel, ungewöhnlich viel. Aber es kann, da man doch dauernd mißverstanden wird, leicht falsche Vorstellungen wecken. Wenn ich also das reizende Büchlein »*Poetenleben*« von *Robert Walser* (bei Huber in Frauenfeld erschienen) mit dem »Taugenichts« vergleiche, so meine ich damit nicht, daß Robert Walser ein Romantiker oder »Neuromantiker« sei und mit Talent und Glück alte poetische Rezepte wieder verwende. Sondern es heißt einfach: Dieser Robert Walser, der schon so manche feine Kammermusik gespielt hat, klingt in diesem kleinen neuen Buch noch reiner, noch süßer, noch schwebender als in den früheren. Wenn solche Dichter wie Walser zu den »führenden Geistern« gehören würden, so gäbe es keinen Krieg. Wenn er hunderttausend Leser hätte, wäre die Welt besser. Sie ist, sei sie wie sie wolle, gerechtfertigt dadurch, daß es Leute wie den Walser und hübsche liebe Sachen wie sein »*Poetenleben*« gibt.

(Aus »*Neue Zürcher Zeitung*« vom 25. 11. 1917)

Eine »Schweizer Bibliothek«

Unter den verschiedenen neuen Sammlungen kleiner Bücher, die seit Kriegsbeginn in der deutschen Schweiz zu erscheinen begonnen haben, sei die sehr hübsche »*Schweizerische Bibliothek*« (Verlag Rascher & Co. in Zürich) besonders begrüßt. Man darf sie wohl der »*Österreichischen Bücherei*« zur Seite stellen, die unter Hofmannsthals Leitung beim Inselverlag erscheint. Noch unpolitischer als diese bringt die Zürcher Schriftenreihe bis jetzt lauter literarische und kulturelle Dokumente. Es liegen fünf Bändchen vor, die dem Herausgeber der Sammlung Ehre machen und die Sammlung von Anfang an als das Werk eines vornehmen Geistes kennzeichnen.

Eröffnet wurde die Reihe durch ein Büchlein, das für die Schweizer Künstlerkreise in doppelter Hinsicht bedeutsam ist. *Fritz Widmann* hat seine »*Erinnerungen an Hodler*« aufgeschrieben. Damit ist der tüchtige Maler Widmann in späteren Semestern noch in die Fußtapfen seines Vaters J. V. Widmann

getreten, und es zeigte sich, daß er leicht und flüssig zu schreiben versteht; im Ausdruck und Tempo erinnert er durchaus an seinen Vater. Widmanns Erinnerungen an Hodler sind schon dadurch wichtig, daß sie bis ins Jahr 1887 zurückreichen. Außerdem enthalten sie zahlreiche mündliche Bekenntnisse Hodlers und gehen auf seine Malweise, wie er sie in den achtziger und neunziger Jahren übte, mit der Genauigkeit und Sachlichkeit ein, die nur ein Augenzeuge aufbringen konnte, der selbst Maler ist.

Es folgt ein Bändchen, worin ein ungenannter Herausgeber die Zeugnisse der Freundschaft zwischen *Goethe* und *Lavater* gesammelt hat, von Lavaters erstem Brief aus dem Sommer 1773 bis zu Goethes objektivem Rückblick auf das längst gelöste Verhältnis.

Das dritte Büchlein enthält »*Schweizerdeutsche Sprichwörter*«, ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von K[arl] Stucki. Aus dem sehr großen Schatz schweizerischer Sprichwörter ist hier eine sehr gut gewählte Reihe von Proben gegeben, ausgewählt mit entschiedenem Sinn für das Drastische, durchaus im mundartlichen Wortlaut in einer angenehm zu lesenden Schreibart. Wie zu erwarten, tut diese volkstümliche Spruchweisheit keine wesentlich neuen Schätze oder Register auf – was in diesen Sprichwörtern steht, findet man zum großen Teil ähnlich in schwäbischen, bayrischen, niederdeutschen Sprichwörtern auch. Wie sollte es anders sein, ist doch die Gleichheit der Struktur der menschlichen Seele über die ganze Erde hinweg das psychologisch wichtigste Ergebnis aller »Folklore« gewesen! Aber wenn die Erkenntnis und Bestätigung dieser Gleichheit – das Wissen um das tatsächliche Vorhandensein einer »Menschheit«, nicht nur als Utopie – schön und zukunftsreich ist, so ist es dennoch höchst erfreulich und reizend, ja beglückend, die verschiedenen Trachten, Gebärden und Mundarten dieser selben Seele zu belauschen und speziell für Süddeutsche haben die Dialekte der deutschen Schweiz in ihrer zum Teil prachtvoll wohlerhaltenen Altertümlichkeit stets etwas ungemein Anziehendes und Aufschlußreiches.

Weiter folgt ein Bändchen »*Jeremias Gotthelf*«, Aufsätze von *Gottfried Keller*, zusammengestellt und mit Nachwort von Eduard Korrodi. Das war ein guter Gedanke. Es sind fünf Auf-

sätze Kellers über Gotthelf, aus den Jahren 1849 bis 1855, ein Brief über Pestalozzi und Gotthelf von 1873 und ein kleines Vorwort zu Scherers Lesebuch von 1877 sind angefügt. In ihrer Gesamtheit sind diese Aufsätze und Äußerungen Gottfried Kellers weit mehr als eine Spezialität für Literaturhistoriker oder gar als ein bloßes Kuriosum. Sie sind tief wertvoll als ein Bekenntnis des großen Zürchers, als ein Zeugnis für seine Urteilskraft und seinen Hochsinn – und daß es diese Äußerungen eines großen Dichters über den andern gibt, ist an sich eine ungemein schöne Sache. Keller hat, entgegen vielen Literarhistorikern, Gotthelfs ganze Größe gespürt (oft scheint es uns, sie gehe erst uns Heutigen ganz auf in ihrer prachtvollen Wucht und Breite!). Er hat ihn aber nicht bloß bewundert und ange schwärmt, sondern er hat ihn kritisiert, mutig und kräftig kritisiert, und hat da und dort mit dem verehrten Berner ein Hühnchen zu rupfen gefunden. Die Festigkeit und gelegentliche Schärfe, mit der er sich gegen das in Gotthelf wendet, was dem freigeistigen Zürcher an dem frommen, konservativen Berner Pfarrer nicht gefallen konnte, diese Freimütigkeit und Gesinnungskraft ist nicht minder erfreulich als die Sicherheit, mit der der Dichter den Dichter erkannt hat.

Das letzte Stück der Sammlung heißt »*Lyrisches Bekenntnis*« und ist eine kleine Auswahl von Zeitgedichten, welche alle das rein menschliche, unpolitische Erlebnis des Krieges spiegeln. In seinem sympathischen kleinen Vorwort sagt der Herausgeber Steinberg: »Auch von unserer winzigen Insel mitten im Blutmeer klang dichterischer Ruf hinaus in den Strom der Zeit.« Trauer dämpft diese Gedichte und Mitleid vertieft sie.

Die Existenz der kleinen neutralen Schweiz zwischen den sich bekriegenden Großmächten ist in diesen drei Jahren von Hunderttausenden als eine unsägliche Wohltat empfunden worden. Als Deutscher, der die ganze Kriegszeit über in der Schweiz für die deutschen Kriegsgefangenen tätig war, konnte ich das miterleben. Aber auch ohne das ist es immer wieder ein hoher Genuß, sich des reichen geistigen Ausdrucks zu erinnern, den deutsches Blut und deutsche Sprache jenseits der Grenze in der Schweiz sich geschaffen hat.

(Aus »Frankfurter Zeitung« vom 30. 11. 1917)